

Albert der Deutsche

Wir deutschen Katholiken wissen mit den großen Gestalten unserer kirchlichen Vergangenheit nichts anzufangen. Diese Klage und Anklage drängt sich auf, wenn man sinnend die deutsche Vergangenheit durchwandert. Was ist, um gleich zu dem Manne zu kommen, mit dem wir uns hier beschäftigen wollen, was ist uns der selige Albert? Und doch schien ihn die Geschichte selbst vor Vergessenheit schützen zu wollen, indem sie ihm den Beinamen „des Großen“ gab, und ihn noch seinen Deutschen besonders empfahl, indem sie ihn „den Deutschen“ nannte: Albert der Deutsche! Schon bei dem Sechshundertjahrgedenken seines Todes (1880) sprach es Hermann Cardauns mit gerechtem Befremden aus: „Es ist eine beschämende Tatsache, daß Deutschland seinen größten Mann, den es im Mittelalter erzeugt hat, noch so wenig kennt.“¹

Inzwischen ist ja allerdings die Forschung nicht müßig gewesen²; sie hat vor allem die wissenschaftliche Stellung und Bedeutung Alberts klar gezeichnet und in vollem Umfang den Ehrentitel gerechtfertigt, den ihm die bewundernde Schulüberlieferung gab: Doctor universalis. Aber in der Volksseele lebt er noch nicht nach Gebühr. Er lebt vor allem noch nicht als der Mann, der alle die erstaunlich reichen Gaben seines Wesens zu der höchsten Einheit verband und verklärte, zu der Einheit des Heiligen. Noch ist aus der Seele des deutschen katholischen Volkes nicht jene Welle dankbarer und verehrender Begeisterung emporgerauscht, die nach dem gewöhnlichen Gang der Gnadenführung erst die Krone himmlischer Verklärung auf die Erde herniederträgt, noch können wir den großen Mann nicht als den Heiligen der deutschen Kirche anrufen. Und das muß uns wie ein Vorwurf sein.

Schon Petrus von Preußen, der treffliche Lebensbeschreiber seines großen Ordensbruders, klagt im 15. Jahrhundert, „daß wegen der Nachlässigkeit der Brüder, welche die Angelegenheit nicht betrieben, die Fortsetzung des Prozesses unterblieb“³, da doch schon zu der Zeit der Kanonisation seines Lieblingschülers, des Thomas von Aquin, auch über die Heiligsprechung des Meisters verhandelt wurde⁴.

Es wäre zu erwarten gewesen, daß man sich bei der Feier in den 1880er Jahren der Ehrenschild erinnern würde. Tatsächlich erfährt man, daß damals

¹ Konrad von Hostaden (Köln 1880) 137.

² Einige Arbeiten über Albert den Großen: G. v. Hertling, Albertus Magnus, Beiträge zu seiner Würdigung². Münster 1914; F. Pangerl, Studien über Albert d. Gr., in: Zeitschrift für katholische Theologie 36 (Innsbruck 1912) drei Artikel; G. Mich a e l, Geschichte des Deutschen Volkes III 69—124; F. Pelster, Kritische Studien zum Leben und zu den Schriften Alberts d. Gr. (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit, 2. Reihe, Forschungen, 4. Heft 1920); ders., Ergänzungen dazu, in: Zeitschrift für katholische Theologie 47 (1923) 475—494; A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands IV³ u. ⁴ 486—497. Wertvoll auch heute noch die beiden Aufsätze von Fr. Ehrle, Der selige Albert d. Gr., in dieser Zeitschrift 19 (1880) 241 ff. 395 ff. Inzwischen erscheint die tiefdringende Abhandlung von M. Grabmann: „Der Einfluß Alberts des Großen auf das mittelalterliche Geistesleben“ I. Artikel, Zeitschrift für kath. Theologie (1928, 2. Heft) 153—182, ^{1/3-5/6}. ³ Siehe Mich a e l a. a. D. 111.

⁴ Legenda Coloniensis von 1483 bei F. Pelster 30.

Stimmen der Zeit. 115. 3.

der Kölner Oberhirte vorhatte, den Gedanken ins katholische Volk zu tragen. Zwar könnte man denken, nie sei der Boden besser bereitet gewesen, ihn aufzunehmen. Denn es waren die Tage des unseligen Kulturkampfes. Gegenüber den bitterbösen Rufen, wir Katholiken seien Fremdlinge in unserem Vaterlande, hätte ein Blick auf diese herrliche Gestalt unserer Vorzeit uns trösten können: da steht die Antwort leibhaftig vor euch: schaut, ob sich katholischer Geist und deutsche Art einen mögen! — Aber Kampf läßt doch nicht die Freiheit zur rechten Besinnung. Die Stunde für Alberts Andenken war noch nicht da. Ist sie heute gekommen?

Wieder umgibt uns Not. Aber sie ist so ganz anders, sie liegt über dem ganzen Volke. Ein Volk, dem so die Gegenwart zerbrach und die Zukunft verhangen ist, schaut gern in seine Vergangenheit, um sein besseres Selbst da wiederzufinden. So war es ja schon einmal, als man, geführt durch die Not, die den Befreiungskriegen voranging, das Mittelalter wiederentdeckte. — Sicher, dieses volkhafte, naturhafte Regen ist uns, wo es um die religiöse Würdigung und Ehrung Alberts geht, weder das Letzte noch das Höchste; aber auch hier ist es gut, wenn die Natur der Gnade vorbaut, wenn auch das volkhafte Empfinden sich zu dem Manne wendet, den das religiöse suchen will. So soll denn im Folgenden versucht werden, den Seligen als den Mann unserer Art darzustellen und ihm so die Liebe seines Volkes zuzuführen.

Man könnte es erstaunlich finden, daß man sich um die Volkstümlichkeit des großen Albert erst mühen muß. Er war doch schon einmal auf dem besten Wege dazu. Er lebte schon gegen Ende des Mittelalters in jenem Bezirk sagenschaffender Volksseele, aus dem auch die Sage des Doktor Faust hervorging. Die außergewöhnlichen Naturkenntnisse des berühmten Predigerbruders konnten doch nicht von ungefähr gekommen sein; es mußte da nicht mit rechten Dingen zugegangen sein; er habe wohl erst einen Teufel bezwingen müssen, um ihm dann seine unheimlichen Kenntnisse zu entreißen. Albert wurde für die Volksphantasie ein Magier. Geradezu „ars Albertina“ wurde im späten Mittelalter die magische Kunst genannt, und wir wissen noch von magischen Büchern, die Albert zugeschrieben wurden.

Aber diese Art des Andenkens war doch allzu trübe und zumal für seine Heiligsprechung nicht eben förderlich. So hat denn auch dieses verwirrende Sagenspinnst um die hohe Gestalt nachweislich dem wahren Andenken geschadet. Des berühmten Pariser Kanzlers Gerson geringwertendes Urteil ist ein Zeugnis dafür.

Aber Alberts Bild brauchte wahrlich nicht solch zweifelhafte Beleuchtung, um in der Seele seines Volkes aufzugehen und haften zu bleiben. Es war überreich an Zügen, wie sie das Volk an seinen Helden liebt. Es wuchs lebensvoll und bedeutsam aus dem Boden des Volkes und blieb innig mit ihm verbunden.

Albert war edler Ahnen Sproß, aus dem ritterbürtigen Geschlechte derer von Bollstedt im schwäbischen Donautal. Deutsches Land und deutsche Geschichte bilden nicht nur einen undeutlichen Hintergrund seines rastlosen Wanderns und Wirkens. Noch der reife Mann, der seine naturgeschichtlichen Bücher schreibt, hat die Wälder seiner Heimat nicht vergessen, die in die Tage seiner Jugend hineinrauschten und die er auf Jagd mit Hund und Falke durch-

zog. Man hört das gern, es mutet uns traulich an, zumal bei einem Manne, der längst ein Großer im Reiche der Geister wurde, und doppelt traulich bei einem Heiligen. Dann haben wir doch nicht mehr die geheime Furcht, als müßte in jenen Höhen, zu denen es uns alle ziehen soll, erst Fleisch und Blut und alles, woran es hängt, abgetan werden.

Albert hat seine deutsche Heimat landauf landab durchwandert, und viele Städte, die ihn kurz oder lang beherbergen durften, bewahren sein Andenken: Hildesheim, Freiburg i. Br., Regensburg, Straßburg, Worms sind einige Punkte seines leider nur lückenhaft überlieferten Itinerars¹, von seinen wiederholten Aufenthalten in Italien und Frankreich ganz zu schweigen. Köln aber wurde mehr und mehr sein Lieblingsitz, seine zweite Heimat; es durfte auch seine letzte Ruhestätte bergen. Und in mannigfacher Eigenschaft und mit den verschiedensten Aufträgen kam er. Als Lesemeister, der das erste Generalstudium seines jungen und mächtig aufblühenden Ordens in Deutschland zu Köln eingerichtet hatte, als Provinzial der deutschen Dominikaner, als Bischof von Regensburg, als päpstlicher Legat für die Kreuzzugspredigt in unsern Landen, als Berater, Vermittler und Friedensbote in manch wichtigem Anliegen.

Und er wanderte nicht als ein Erdentrücker, sondern er schaute mit offenen Augen Gottes Wunder in der Natur. Wir haben zwar von ihm nicht stimmungsvolle Ergüsse einer zarten Seele. Das war so nicht die Art der mittelalterlichen Menschen. Immerhin lugt es aus seinen Schriften oft genug wie staunender Kinderblick, der etwas Überraschendes erschaut hat. Selbst bis in die Bergwerke — wohl die des Harzes bei Goslar — führte ihn seine unersättliche Wissbegier.

Auch die große Geschichte seines Volkes ragt in das Leben dieses Predigermonches hinein. Es mochte der junge Ritter immerhin an den stillen Gottesfrieden des Ordenslebens denken, da er — wohl zu Padua, vielleicht aber in Köln — das weiße Gewand des Dominikus anlegte; seine Gaben waren zu reich, als daß sie sich unter der Kutte hätten verbergen können. Und es war gut so. Nicht nur für Albert selbst und seine Entfaltung, sondern auch für uns, die wir zu ihm aufschauen. Denn nur so haben wir das erhebende und ermutigende Bild, wie sich rührige Geschäftigkeit und lautere Innerlichkeit zu einem vermögen. Ist das nicht die hohe Aufgabe, die dem Menschen überhaupt und uns Deutschen von unserer Eigenart zumal aufgegeben ist und deren vorbildliche Erfüllung uns immer wieder anzieht und stärkt?

Im Jahre 1248 ist Albert wieder in Köln. Es ist das Jahr, in dem Erzbischof Konrad von Hoftaden den Grundstein zum herrlichen Dome legte. Eine Tat, die dem nationalen Kraftbewußtsein ebenso entquoll wie dem religiösen, und die von nun an durch Jahrhunderte als schicksalsernster Weiser und Mahner über unserer Geschichte stehen sollte. Albert hat dieses Ereignisses nicht unmittelbar Erwähnung getan, aber wenn er von großen Ausschachtungen in Köln erzählt, bei denen er merkwürdige Überreste früherer Menschengedlungen auftauchen sah, so müssen wir ihn doch wohl bei den Grundarbeiten der Domtürme stehen denken. Ein Bild voll hoher Bedeutsamkeit: der Mann, in dessen Geiste auch ein Dombau von unerhörter Kühnheit in die Höhe drängte,

¹ Wir folgen den Ansätzen Pelsters.

steht vor dem kühnsten Dombau seines Volkes. Denn Albert ist es gewesen, der zum ersten Male den ungeheuren Dombauplan klar erschaute und ihn im Werke grundlegte, den wir Scholastik nennen. Und daß auch für dieses geistige Bauen die Bauhütte nicht fehle: im gleichen Jahre kommt der junge Thomas von Aquin nach Köln, um dem verehrten Meister, zu dessen Füßen er schon in Paris gegessen, noch weiterlauschen zu können. Damit war dem Entwurfe Alberts ein besseres Los gesichert als dem Werke des Meisters vom Dome.

Dem Lesemeister im Konvente zum heiligen Kreuz war jedoch Stille nicht beschieden. Man bedurfte seiner. Was seine Mitbürger von ihm dachten und erwarteten, zeigte sich bei der bitteren Fehde zwischen der Bürgerschaft und dem streitbaren Erzbischof. Konrad liegt draußen bei Deuz und setzt der auffässigen Stadt arg zu. Man sucht einen Schiedsspruch: Albert soll ihn zugleich mit dem päpstlichen Legaten tun. Sein Name steht unter der Friedensurkunde. Er hatte das Vertrauen nicht getäuscht: Noch einmal bei einem späteren Streit zwischen Bischof und Stadt muß er des Friedens walten. Und auch anderswohin, so nach Regensburg, rief man ihn als Vermittler, weil man dem Mönche wohl zutraute, die Händel der Welt zu entwirren. — Ähnliches Vertrauen, nun aber zu einem ganz großen Auftrage berufend, sandte ihn nach Regensburg, daß er den Bischofstab über eine arg zerrüttete Diözese führe. Damit war der demütige Dominikaner in die Reihe der deutschen Reichsfürsten getreten. Aber die Ehre blendete ihn nicht. Es bedurfte nicht der rührend-besorgten Abmahnung seines Ordensgenerals Humbert, den Ordensfrieden doch nicht wieder gegen die Welt umzutauschen; nur des Papstes unweigerliches Gebot hatte ihn ja vermocht, und sobald sein Werk in der Hauptsache geschafft war, nach zweieinhalb Jahren mühseliger Arbeit, erbat er sich von seinem Auftraggeber die Gunst, den Hirtenstab niederlegen zu dürfen. Auch als Bischof war er der Ordensmann geblieben. Zu Fuß hatte er seinen Sprengel durchzogen, neben ihm das Reittier mit Büchern und dem bischöflichen Geräte beladen. Wegen seiner groben Schuhe nannte ihn das Volk wohl den „Bundschuh“, ein eben so grobes Wort, in das aber das Volk viel treuherzige Liebe legen kann.

Albert stand nun an der Schwelle des Greisenalters, aber die wohlverdiente Ruhe war noch immer nicht für ihn. Es kommen die Jahre der Legatenschaft in der Kreuzzugsache (1263/64); für 1267 ist sein Aufenthalt in Köln bezeugt, 1267/68 in Straßburg. Von 1269 an bleibt Köln durchweg sein Wohnsitz. Aber damit ist die große Welt für ihn noch nicht abgeschlossen. Die Nachricht des verlässlichen Petrus von Preußen, daß er vor Gregor X. eine Rede zu Gunsten des neuermählten Rudolf von Habsburg hielt, kann für uns nur bedeuten, daß er die Not der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit“ mitempfunden hatte und nun in Rudolf den Retter erkannte. So sagt es auch das Thema seiner Rede, das uns überliefert ist: „Siehe, ich sende ihnen einen Erlöser und Vorkämpfer, der sie befreie.“ Es hatten sich, wie es scheint, die beiden Männer auch persönlich kennengelernt¹.

Ist der Achtzigjährige noch auf dem Konzil von Lyon gewesen? Die Forschung bezeichnet die Nachricht als durchaus verlässlich². Dann waren diese

¹ Siehe Pelster a. a. D. 92.

² Ebd.

Tage, so erhebend sie durch die Einigung mit den Griechen schienen, für den Greis mit Trauer verhangen. Man begrub zu Lyon Bonaventura, den „Seraphischen Lehrer“, der eine Zierde der Kirchenversammlung gewesen, und einer, den alle erwarteten und niemand mit heißerer Liebe als Albert, war nicht mehr erschienen: Thomas von Aquin. Auf der Reise nach Lyon war er verschieden, fortgenommen aus der Mitte des Lebens und aus der Reise seines theologischen Schaffens. Niemand konnte den Verlust ermessen wie Albert, der in dem einstigen Schüler von Paris und Köln längst den Vollender des eigenen Lebenswerkes geahnt und bald auch gesehen hatte. Den Schmerz um Thomas hat der Meister nicht mehr verwunden. Mit etwas Befremden und nicht ohne Kopfschütteln sahen die Ordensbrüder ihn weinen, so oft der Name Thomas genannt wurde. Was wußten sie davon, wie ein neigender Stern über eine Sonne trauert, die in ihrem Zenit jäh erlischt? Darum verstanden sie auch nicht, als Albert auf die Kunde von dem bedrohlichen Widerspruch gegen des toten Thomas Lehre nach Paris eilen wollte. Sie fürchteten nur den peinlichen Eindruck, wenn ein hinfälliger Greis dort erschiene, wo der gewaltige Magister Albert von einst noch in Andenken und Ehre stand. Sie bedachten nicht, welche Wunder die Liebe auch in der Wissenschaft wirken kann. Albert aber kämpfte um das Leben seines toten Schülers, Bruders und Meisters. Er ließ, wie der gleichzeitige Bericht meldet, das Generalstudium zusammenrufen, bestieg die Lehrkanzel und sagte, er sei bereit, vor Sachkundigen die Schriften des Frater Thomas zu verteidigen als strahlend von Wahrheit und Heiligkeit¹. Der Eindruck muß mächtig gewesen sein; 1279 werden die Dominikaner auf Thomas' Lehre verpflichtet; sein Vermächtnis ist gesichert. Albert konnte sich zur Ruhe legen. Sein Werk war getan. Am 15. November 1280 ist er, mehr als achtzigjährig², zu Köln gestorben; seinen Leib barg man im Chor der Dominikanerkirche, den er selbst hatte aufführen lassen. Der Vorgang in Paris aber steht wie ein freundlicher Bogen über seinem scheidenden Leben. Hätte er sich nicht auf dem Boden der Wissenschaft abgespielt, er wäre geeignet gewesen, die Seele des Volkes mächtig anzuregen und als ein Gang von Freundestreue fortzuleben, wie ihn das deutsche Volk so sehr liebt.

Aber bei allem Reichtum dieser bezaubernden Persönlichkeit, die uns, seine Landsleute, doppelt anspricht, bleibt es doch wahr, daß Albert vorerst der Gelehrte ist. Darin muß seine Bedeutung gesucht werden. Und wenn Heiligsprechung immer ein Wink vonseiten Gottes ist, ein Wort an die Zeit, die Zeuge seiner Ehrung sein darf, dann liegt es uns ob, zu erkennen, was Albert, der Gelehrte und Heilige, gerade uns, und fügen wir gleich hinzu, uns, seinen Deutschen insbesondere, zu sagen hat.

Nun ist es ja allerdings Tatsache, daß Albert, der Gelehrte, von dem Ruhme seines größeren Schülers überstrahlt wurde, und vielfach hat man bis in die neuesten Würdigungen es zu erkennen gegeben, daß in dieser Hintergrundstellung auch der ihm zukommende Platz richtig bezeichnet sei; Albert sei nur der Wegbereiter eines Größeren gewesen, sein Lebenswerk sei seinem dauernden Gehalte nach in das Lebenswerk des hl. Thomas hineingenommen worden.

¹ Bericht in Acta SS. Mart. t. I, 712.

² Das Geburtsjahr wahrscheinlich 1193 (so, nach mancher Zweifelsung, wieder Pelster 45).

Aber damit ist doch kaum alles gesagt. Der deutsche Meister behält auch neben und nach Thomas seinen Eigenwert.

Zunächst ist Albert wirklich Naturforscher gewesen, in der Reihe der mittelalterlichen Scholastiker der erste, und für die Hochscholastik auch der einzige. Zwar „in die Reihe eines Galilei, Newton, Lavoisier gehört er nicht“¹, er kennt noch nicht das Experiment und die daraus sich ergebende wissenschaftliche Einsicht in die Naturgesetze, aber auf dem Wege der Naturbeobachtung ist er ein Bahnbrecher. Man darf auch heute noch Ernst Mayers Urteil anrufen: „Es gibt keinen einzigen Botaniker vor Albert, der ihm vergleichbar wäre, wenn nicht vielleicht Theophrast, den er nicht kannte. Nach ihm hat niemand in lebendigeren Farben die Natur der Pflanzen geschildert, niemand sie tiefer erfaßt bis auf Konrad Gesner und Cesalpini. Ehre dem Manne, der so vollkommen zu seiner Zeit die Wissenschaft beherrschte, der in ihr so erstaunliche Fortschritte zu machen wußte und nicht ein einziges Mal im Zeitraum von drei Jahrhunderten, wir sagen nicht übertroffen, sondern auch nur erreicht worden ist. Diesem Manne gebührt die schönste Krone“².

Und anlässlich der Neuauflage der Tiergeschichte Alberts durch H. Stadler konnte P. E. Wasmann schreiben³: „Der stattliche, über 900 Seiten umfassende (1.) Band bietet eine glänzende Rechtfertigung dafür, daß der große scholastische Philosoph und Theolog auch von der modernen Zoologie zu den ‚Großen‘ unter den biologischen Forschern aller Zeiten gestellt wird.“

Freilich bleibt Albert in seiner Naturgeschichte von Aristoteles abhängig, sein bester Ruhm ist ihm, den „Meister“ seinen Zeitgenossen aufzuschließen; dennoch aber arbeitet er als „selbständiger Forscher“⁴, der unbefangen die Natur beobachtet und befragt, und man könnte auf ihn mit einer leichten Änderung das Wort beziehen: „Amicus Aristoteles, magis amica veritas.“ In einem jedoch folgt er seinem Lehrer durchaus, indem er in der Tier- und Pflanzenwelt stets die inneren Zweckmäßigkeiten aufspürt. Der große und fruchtbare aristotelische Gedanke der Entelechie als Träger und Sinndeuter aller Einzelercheinungen der Lebewesen leuchtet auch Albert voran. Aber daraus wird heute kein Naturforscher im Ernste einen Vorwurf machen. Wird doch erst damit eigentlich aus dem bloßen Sammler der Naturforscher. — Bei aller Ehrfurcht vor der Forschungsart des Aristoteles kann Albert doch bei ihm nicht stehen bleiben. Wenn es auch wahr ist, daß Albert den großen Plato nur dürftig kannte, in der allumfassenden Schau der Welt muß man ihn seinen Schüler nennen. Man kennt die wahrhaft erhabenen Worte in Platons Timäus: „Gott ist gut, und weil er gut war, wohnte ihm in keiner Weise irgend welcher Neid inne, und weil er neidlos war, wollte er, daß ihm alles so ähnlich als möglich werde. Das ist der wichtigste und hauptsächlichste Grund für das Entstehen und für die Welt.“ Dieser Gedanke steht auch gleich einem Richtsterne über allem Forschen unseres Naturforschers. Sein Auge ist auf das „Gute gerichtet, das durch sich selbst gut ist und das über allem Einzelguten ausgegossen ist“⁵. Es ist zwar diese Auffassung Gemeingut christlichen Denkens über die Welt gewesen, zumal seit Augustinus das platonische

¹ Hertling a. a. D. 154.

² Siehe Pangerl a. a. D. 305.

³ Diese Zeitschrift 92 (1916/17) 591.

⁴ Ebd. 592.

⁵ Summa Theol. I, tr. 6, qu. 26, m. 1 a. 2, p. 3.

Erbe vertiefte und christlich prägte, aber das ist das Eigene bei Albert, daß er mit diesen großen Gedanken an die bunte Wirklichkeit geht. Wenn Hertling den Satz aussprechen darf¹, daß mittelalterliche Wissenschaft durch ihre obersten philosophischen und theologischen Voraussetzungen nicht grundsätzlich an tieferem Erkennen der Natur gehindert war, so ist es Albert, der den Satz in seiner Person wahr gemacht hat. Für ihn gilt es, „nicht das ist zu untersuchen, in welcher Weise Gott, der oberste Werkmeister, nach dem Maße seines freien Willens sich der geschaffenen Dinge bedient, um Wunder zu wirken, sondern was im Bereiche der Natur, auf Grund der den Dingen eingepflanzten natürlichen Ursachen geschehen kann“². Er hat Ernst damit gemacht, daß der Mensch mit seinem Forschen von der gegebenen Wirklichkeit anheben und immer wieder an ihr Richtung nehmen müsse. Darin zeigte er der Scholastik den Weg, der, willig und standhaft begangen, ihr nur zum Segen gereicht hätte. Man mag immerhin Alberts Schrifttum gegenüber den folgenden Summen der Hochscholastik unfertig und undurchsichtig finden, — er war tatsächlich nicht der Meister des einheitlichen Aufbaues wie etwa ein Thomas; — aber ist es nicht auch der Ausdruck jener ewigen Unfertigkeit alles menschlichen Forschens und damit erst recht ein Zeugnis ehrlich menschlichen Ringens? Jedenfalls werden wir heute uns darob dem Geiste des großen Mannes nur um so mehr verbunden fühlen. Und der Deutsche zumal ahnt in ihm etwas von seinem eigenen Wesen, das in stetem Ringenmüssen mit der unerschöpflichen Wirklichkeit ihm so oft Reichtum und Schicksal zugleich wurde. Anderseits verliert Albert doch nie den letzten Richtpunkt des Forschens aus dem Auge. Und in dieser Unbeirrbarkeit des letzten Suchens darf er der heutigen Wissenschaft Vorbild sein: Alles Wissen ist nur ein Hinschreiten zum Ziel alles Wissens, zu Gott. „Wenn Gott seine Güter der Körperwelt mitteilen wollte, so berief er die vernünftige Menschenseele, seine Güter zu erkennen, den Erkannten zu lieben und in Liebe zu besitzen.“³ Es ist das augustinische Wesenswort menschlicher Sehnsucht von dem „Herzen, das unruhig bleibt, bis daß es ruhet in Gott“, aber nun gesprochen von einem Manne, der sich inmitten der vielgestaltigen Gotteswelt als Beauftragter weiß, den Spuren seines Schöpfers ehrfürchtig zu folgen.

Aber auch Gotteserkenntnis und Gottesliebe ist ihm nicht nur selige Ruhstatt, wo der beschauende Geist die Welt vergißt, sondern die Höhe, von der der Mensch gestärkt und erleuchtet zu immer tieferer Erforschung der Schöpfung hinabsteigt. „Wie das Antlitz des Moses in göttlichem Glanze erstrahlte, als er vom Sinai herabstieg, so müsse beim Herabsteigen von der Betrachtung des Dreieinigen unser Geist von Gottes Licht durchleuchtet sein, damit wir die geschaffenen Wesen, die von ihm als ihrem Ursprung herkommen, wahr und tief zu erfassen vermögen.“⁴

Freilich, das nächste Ziel über die Erkenntnis der Natur hinaus ist dem Seligen die Philosophie. Hier hat er auch das Größte geleistet. Er hat, wie F. Ehrle schon vor fünfzig Jahren sein Verdienst zusammenfaßte⁵, „durch

¹ A. a. D. 156.

² De coelo et mundo I, tr. 4, c. 10.

³ Summa Theol. tr. 12, qu. 74.

⁴ Opera 20, 571 siehe bei Pangerl a. a. D. 343.

⁵ Diese Zeitschrift 19 (1880) 254.

Verwertung der gesamten philosophischen Literatur in seinen Schriften der Scholastik eine Grundlage gegeben, so breit und ausgedehnt, wie es der hochstrebende Bau benötigte. Bei der Beurteilung dieser seiner Erudition dürfen wir die Schwierigkeiten nicht vergessen, mit welchen im 13. Jahrhundert die Beschaffung und Verwertung des nur in handschriftlicher Form vorhandenen Materials verbunden war.“ Alberts philosophisches Lebenswerk war es, das Verständnis des Aristoteles, „des Philosophen“ seiner Zeit, wieder aufzuschließen. Es war das kein geringes Verdienst. Es ging darum, über den ungeheuren Bruch des Geisteslebens seit Untergang der Antike hinweg, wieder an die allgemeingültigen Errungenschaften des philosophischen Denkens überhaupt anzuknüpfen, die mit dem Namen Aristoteles bezeichnet sind. Dabei ist Albert keineswegs nur gedankenloser Übermittler. Das Urteil H. Ritters¹ gilt noch heute: „Es kam nicht bloß darauf an, die Philosophie des Aristoteles zu kennen und abzuschätzen, sondern der größere Teil der Arbeit bestand darin, sie in den Gedankenkreis einzuführen, welcher sie in der abendländischen Christenheit erwartete. Das hat Albert der Große getan; er weiß, was von ihr gebraucht werden kann, was zu verwerfen ist. — Wir müssen es gestehen, daß er eine Aufgabe gelöst hat, deren Lösung man kaum von einem Menschen erwarten möchte. Alle spätere Philosophie des Mittelalters beruht auf seinen Erfolgen.“

Demgegenüber bedeutet es eigentlich einen Rückschritt in der Erkenntnis, wenn etwa Hans v. Schubert² in Albert mehr einen Sammler, einen Enzyklopädisten, einen Schulmeister sehen will. H. v. Schubert tut es, um nahezu bringen, daß „die Scholastik keine deutsche Theologie war“, daß sie „dem deutschen Wesen nicht lag“. Bestände diese Meinung zu Recht, so wäre damit ja allerdings weder über den Wert der Scholastik noch über ihren Segen für den deutschen Geist etwas ausgemacht; denn es ist nicht schon selbstverständlich, daß deutsches Wesen sich nicht an einer andern Art bereichern könne und vielleicht auch müsse, die ihr zunächst noch nicht „liegt“. Aber Albert, der deutsche Mann und Baumeister der scholastischen Philosophie, scheint doch auch tatsächlich durch sein Lebenswerk uns anders über die Verträglichkeit von deutschem Geist und scholastischer Weise zu belehren. Sodann aber darf betont werden, daß Alberts geistiges Schaffen in die übernationale Scholastik keineswegs restlos aufging. Schon M. Grabmann stellte in seinen „Studien über Ulrich von Straßburg“, die er bezeichnend „Bilder wissenschaftlichen Lebens und Strebens aus der Schule Alberts des Großen“ nannte, die Frage³, „inwiefern auch in der Scholastik das nationale Element, hier speziell das deutsche, eine Färbung des wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens verursachte“, und er nennt selbst: eine besondere Vorliebe der Schüler Alberts für die Naturwissenschaften, einen deutlichen Zug zur Mystik, und diese Gegensätze vermittelnd, eine weitausblickende Universalität, den Sinn für das Inhaltliche, der sie vor den Auswüchsen bewahrt, — alles Züge, die auf den Doctor universalis zurückgehen; freilich auch den Mangel an Klarheit und legtem Ausgleich zwischen aristote-

¹ Geschichte der Philosophie VIII 185.

² Die Geschichte des deutschen Glaubens (1925) 92.

³ Zeitschrift für kath. Theologie 29 (1905) vier Artikel.

lischem, augustinischem und neuplatonischem Gute, eine Schwäche, die ja auch dem deutschen Wesen nicht ganz fremd sein dürfte.

Gerade für die Mystik, die alsbald auf deutschem Boden so herrlich erblühte, muß Albert als der große Anreger gelten. Zwar ist die wertvolle Schrift *De adhaerendo Deo*, die lange Zeit seinen Ruhm als Mystiker begründete, nicht von ihm. Nachdem schon F. Pelster¹ seinen Eindruck aussprach, „daß wir es hier mit einem Werke zu tun haben, das nicht aus der Feder Alberts, überhaupt keines Predigerbruders entstammt, vielmehr einem Mönche seinen Ursprung verdankt“, konnte Grabmann es endgültig dem Benediktiner Johann von Castl zuweisen. Aber der Zug zur Gottinnigkeit geht durch sein ganzes Schrifttum. Neben einem Kommentar zu des Areopagiten *De divinis Nominibus*, der leider noch ungedruckt ist, neben einigen frommen Schriften, wie *Liber de sacrificio Missae*, sind es wohl vorzüglich die Erklärungen der Evangelien, die seine gottinnige Seele offenbaren. Auch darin ist Albert ein Großer, daß er verstandesscharfe Scholastik und tiefinnige Mystik in einem weiten Geiste vereint.

So steht dieser herrliche Mann, nach einem ungewöhnlich langen und reichen Leben, nachdem er die heimatlichen Gauen und die weite Welt, die Reiche der Natur und des geistigen Wissens, die Gebiete der Gottesgelehrtheit und des noch tieferen Wissens der Liebe durchwandert hatte, als demütiges Kind vor seinem Gott, ein Mensch, der seinen Lauf vollendet hat. „*Nostri temporis stupor et miraculum*“, nennt ihn der treue Schüler Ulrich von Straßburg. Uns aber, den Späteren, ist er ein Zeichen, das uns in unsere Vergangenheit ruft, damit wir von da gestärkt zur Gegenwart zurückkehren. In der schweren Not, die uns umgibt, ist es den Besten unter uns aufgegangen, daß ein Volk in seiner Geschichte wurzeln muß, soll es stark bleiben. Und gerade wir Katholiken fühlen, daß mit dieser tiefen Besinnung ein Ruf an uns ergeht. Wir haben den Beruf, Führer zu sein, wenn die Sehnsucht des deutschen Geistes in seine Vergangenheit pilgert, um sein bestes Wesen wieder zu finden. Und wir selbst werden dabei erstarken. Mit stillem Stolz werden wir vertrauen, daß katholische Art auf deutschem Boden heimisch und fruchtbar ist, wenn wir vor einer Gestalt wie Albert stehen. Und dieses Vertrauen wird dann recht leuchten, wenn erst dieser deutsche Mann im Glanze des Heiligen und des Kirchenlehrers erstrahlt. Schon haben wir in jüngster Zeit erleben dürfen, daß entscheidende, schicksalschwere Wendepunkte deutscher Geschichte mit dem Siegel katholischer Verklärung gezeichnet wurden. Ich meine die Heiligsprechung von Klemens Hofbauer und Petrus Canisius. Der eine aus der Tiefe der Aufklärungszeit zum Aufstieg des letzten Jahrhundertsweisend, der andere aus der furchtbaren Not der Glaubensspaltung mit seinem Wort und Wesen seinem Volke zurufend, wie es in seinem angestammten Glauben auch seiner innersten Art treu bleiben könne. Nun möge als dritter Stern über deutschen Landen und über deutscher Geschichte — und deutschem Schicksal aufgehen, als Weihung unseres Mittelalters, Albert der Deutsche.

Ernst Böminghaus S. J.

¹ A. a. D. 172.